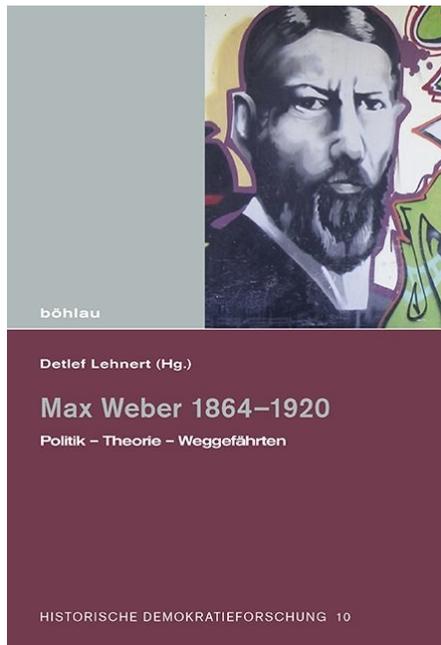


Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 1/2017

Detlef Lehnert (Hrsg.): Max Weber 1864–1920. Politik – Theorie – Weggefährten.

Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2016 (= Historische Demokratieforschung, Band 10), 348 S., ISBN: 978-3-412-50531-8



Max Webers 150. Geburtstag im Jahre 2014 hat große Beachtung gefunden. Zahlreiche Symposien wurden landesweit veranstaltet, vielfach mit thematischen Schwerpunkten, oft aber auch in resümierender Absicht. Das war sinnvoll, denn die in den vergangenen drei bis vier Jahrzehnten geleistete Arbeit hat die Weber-Forschung grundlegend umgestaltet. „Grundlegend“ schon im Blick auf die Textbasis, dann aber auch in nahezu jeder erdenklichen Einzelrichtung des Analyse- und Interpretationsgeschäftes.

Das Stichwort „Exemplarisches Resümieren“ verwendet der Herausgeber des Bandes, der Berliner Politikwissenschaftler Detlef Lehnert, denn auch in seinen einleitenden Ausführungen zu dem vorliegenden Band. Er geht zurück auf eine Tagung der Hugo-Preuß-Stiftung vom 25. und 26. April 2014 (in den Räumen der „Stiftung Topographie des Terrors“), die dem „interdisziplinären Sozialwissenschaftler Max Weber“ gewidmet war. Sie stand unter dem Titel „Politischer Konfessionalismus“, eine Begriffskon-

struktion, deren Gewicht in der Druckfassung allerdings deutlich zurückgenommen worden ist und die auch durch die Hinzunahme weiterer Beiträge noch einmal abgeschwächt wird. Ihre Untauglichkeit scheint den Beteiligten im Zuge der Arbeiten selbst deutlich geworden zu sein; jedenfalls spricht der Herausgeber selbst einleitend nur noch von „(politischem) Konfessionalismus“, und in seinem eigenen Beitrag zu „Friedrich Naumann und der Progressismus“ findet er die Formel „politisch-ökonomische ‚Konfession‘“. Dieter Langewiesche modifiziert den ursprünglichen Vortragstitel „Nationalismus als politische Konfession“ in „Nation bei Max Weber“, während der im Programm angeführte Vortrag des Erlanger Historikers Stefan Grüner unter dem Titel „Protestantismusthese und ‚Culture Wars‘“ gleich ganz durch einen stark exegetischen Aufsatz des Sozialhistorikers der Frühen Neuzeit Thomas Sokoll ersetzt worden ist.

Wie auch immer man diese Dinge zu verstehen hat, hier deutet sich doch ein „Rationalisierungsfortschritt“ im Umgang mit Weber und der Weber-Rezeption an. Dass gleichwohl der Anspruch weitgespannt bleibt, dabei aber eben auch unter Inkaufnahme eines Präzisionsverlustes, zeigt Lehnerts Bemühen, Weber aus einem großen „Zwischen“ – zwischen den politischen Zeiten und zwischen den Fachdisziplinen – heraus zu verstehen. Die Beiträge selbst sind nach den Kategorien „Politik“ (Zwischen Kaiserreich und Republik), „Theorie“ (Zwischen und jenseits der Fachdisziplinen) und „Weggefährten“ (In Wissenschaft und öffentlichem Leben) zu drei Gruppen angeordnet.

Die Themen der Aufsätze aus jener ersten Abteilung sind der Nation-Begriff (Langewiesche), der „Kampf ums Dasein“ (Peter Steinbach), bekanntlich ein Leit- und Lieblingsmotiv Webers, die „Wirtschaftspolitik als Beruf“ (Tim B. Müller) und ein von Marcel Rudolph „Machtessentialismus“ genanntes Element des politischen Denkens Webers, wobei der Autor sich in der

Hauptsache der Weber-Rezeption bei Raymond Aron und Herfried Münkler widmet. Der Gesamteindruck dieser Texte ist, wie ihn ja auch die neuere biographische Literatur hinreichend vermittelt, dass im Blick auf Webers politische bzw. politikkommentierende Tätigkeit eben doch ganz und gar nicht in distanzierendem Sinne von einem „Zwischen“, sondern vielmehr von einem ausgeprägten „In“ die Rede sein sollte, und zwar sowohl im Blick auf „Kaiserreich“ wie auch auf „Republik“.

In der Theorie-Sektion werden „Die Antinomien des Rationalismus und der Rationalisierung“ erörtert (von Wolfgang Schluchter), die „Protestantismusthese“ in Aussage und Wirkung (Sokoll), welche letztere in Gestalt des „Protokolls einer Verdrängung“ erörtert wird, sodann „Webers sozialwissenschaftliche Diagnose des ‚bürokratischen Kältetods‘ und sein anti-progressivistischer Dekadenzglaube“ (Harald Bluhm/Katharina Bluhm) und schließlich das für die argumentative Gesamtanlage von „Wirtschaft und Gesellschaft“ so eminent wichtige und auch wirkungsgeschichtlich herausragende Stadt-Konzept (Uwe Prell).

Der Max Weber durch die biographische Kontingenz aufgenötigte engste „Weggefährte“ war sein Bruder Alfred. Dem ebenso spannungsreichen wie wechselhaften Bevormundungs- und Konkurrenzverhältnis zu diesem vier Jahre Jüngeren sowie der gleichfalls komplexen Beziehung zu dem zeitweise recht eng befreundeten, dann jahrelang, bis zum Tod, vollkommen beschwiegenen und wohl auch ignorierten Theologen und Kulturphilosophen Ernst Troeltsch widmet sich Gangolf Hübinger („Kultursoziologie und Demokratieprobleme“). Detlev Lehnert untersucht in seinem Beitrag Friedrich Naumanns politisches Programm vom Motiv des Fortschrittsgedankens aus („Naumann und der Progressismus“), wobei das „asymmetrische“ Verhältnis zu Weber eher am Rande eine Rolle spielt. Den dritten Beitrag zur Sektion „Weggefährten“ steuert die Wuppertaler Historikerin Monika Wienfort über „Max Weber und die Frauenemanzipation“ bei, in dem sie von seinen öffentlichen Stellungnahmen und persönlichen Beziehungen aus ein Bild von Webers Geschlechterverständnis entwirft.

Der Band als ganzer ist schwer zu charakterisieren. Wer einzelnen Themen nachgeht, die in hier gebotenen Beiträgen verhandelt werden, findet eingehende, engagierte und zum Teil sehr substantielle Ausführungen. Es ist auch erfreulich, dass etliche der Autoren klare Stellungnahmen zu ihren jeweiligen Sachverhalten nicht scheuen. Eine Linie, ein verbindendes Band, gar eine vereinigende interpretatorische Perspektive wird aber, trotz der gegenteiligen Bekundungen, nicht recht sichtbar. Als herausragende Einzelleistung sei dagegen noch einmal auf den Beitrag von Dieter Langewiesche hingewiesen. Dass „Nation“ für Weber bei der Zukunftsgestaltung der eigenen individuellen wie sozialen Existenz als oberste Wertidee fungiert, wird in aller Deutlichkeit (auch unter Einschluss des Briefwerkes) deutlich gemacht. Dies war Webers politisches Bekenntnis. „Konfession“ hätte er es nicht genannt.

Berlin

Matthias Wolfes